



Francis Wyndham
Der andere Garten

Roman

Deutsch von Andrea Ott

DÖRLEMANN

DÖRLEMANN
eBook

Francis Wyndham

Der andere Garten

Roman

Aus dem Englischen
von Andrea Ott

DÖRLEMANN

Die Originalausgabe »The Other Garden« erschien 1987
bei Jonathan Cape Ltd. in London.

eBook-Ausgabe 2014

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

© 1987 by Francis Wyndham

© 2010 by Dörlemann Verlag AG, Zürich

Covergestaltung: Mike Bierwolf unter Verwendung eines Fotos von Nick M Do

Autorenporträt: © The Estate of Chris Garnham / National Portrait Gallery,
London

Lektorat: Andrea Groll

Satz und E-Book-Umsetzung: Dörlemann Satz, Lemförde

ISBN: 978-3-908778-29-5

www.doerlemann.com

Für David und Judy

»Faut-il partir? Rester? Si tu peux rester, reste;
Pars, s'il le faut.«

Charles Baudelaire, Le Voyage

1 »Wann ist das Essen fertig?«, fragte mein Vater immer. In der Annahme, er sei ungeduldig vor Hunger, antwortete meine Mutter dann, sich eifrig entschuldigend: »Oh, jeden Moment – es muss gleich eins sein.« Aber sie hatte ihn missverstanden. In Wirklichkeit wollte er nur wissen, ob ihm noch Zeit für einen Blick in den anderen Garten blieb, bevor er sich zu Tisch setzte. Bestürzt sah sie zu, wie er sich einen alten grauen Trilby aufstülpte, einen Stock auswählte, entschlossen durch die vordere Haustür schritt, gelassen die kurze Auffahrt hinunterspazierte und auf der Landstraße verschwand. Fast genau gegenüber führte eine weiß gestrichene Holztür in einer roten Ziegelmauer in diese geliebte Erweiterung seines Besitzes, unaufdringlich, aber eindeutig getrennt vom Haus und seinen nichtssagenden Rasenflächen. Im anderen Garten war er in Sicherheit und außer Hörweite – allerdings wurde ich wenige Minuten später immer losgeschickt, ihn zu suchen und heimzuholen, denn seine doppeldeutige Frage hatte ungewollt die Fertigstellung des Essens beschleunigt; dabei hatte er doch auf einen Aufschub gehofft.

Er hatte den anderen Garten selbst entworfen. Es war eine formale Anlage von künstlich geometrischer Form, die Mitte der dreißiger Jahre schon nicht mehr modern war und später vollends außer Mode kam. Ein nahezu vollkommenes Quadrat mit zu Tierformen gestutzten Eiben, niedrigen Buchshecken, gekrümmten und ovalen Blumenbeeten, kreisrunden und dreieckigen Rasenflecken, verziert mit steinernen Vogelbädern und geraden, symmetrischen Wegen, die in der Mitte bei einer Sonnenuhr zusammenliefen. An den Ecken dieses komplizierten Musters standen vier verschnörkelte Bänke; Gemüsegarten und Geräteschuppen waren vom rein dekorativen Bereich durch hohe Wicken und Himbeerranken abgeschirmt. Das Ganze lag an einem Hang über der Hauptstraße des Dorfes, so dass der Blick nach Süden über die Hausdächer bis zum Fluss schweifte, dann über die feuchte, grüne Aue und wieder hinauf zu dem steileren Berg jenseits des Tales. Diese gebieterische Lage führte zu einem leichten Schwindelgefühl, als habe der Boden sich plötzlich geneigt und bringe einen ins Wanken, und auch zu dem aufregenden Bewusstsein, ungewöhnlich exponiert zu sein: Es konnte ja sein, dass jemand aus dem Dorf gerade zu den Gartenbesuchern hochschaute.

Der Blick nach Norden war beruhigender. Dort standen unerwartet nah die Stallgebäude und die dichten Bäume,

die unser Wohnhaus, gleich jenseits der unsichtbaren Straße, nur teilweise verbargen. Im anderen Garten zu sein verband deshalb für die Sinne eines kleinen Kindes das Exotische mit dem Vertrauten, das Abenteuerliche mit dem Sicherem. Wie bei den fast vergessenen Ausflügen meiner Babyzeit, wo ich, ohne mich selbst zu bewegen, in einem großen Kinderwagen herumfuhr, oder wie auf meinen Phantasiereisen in gemütlichen Schlafwagenabteilen und Luxusdampferkabinen hatte ich im anderen Garten das Gefühl, dass ich auf eine spürbare (wenn auch räumlich extrem eingeschränkte) Reise ging, ohne den Schutz und die Behaglichkeit des Elternhauses zu verlieren. Vielleicht empfand mein Vater, der Urlaub verabscheute und Gedanken an »die Fremde« als lästig empfand, eine Spur dieser kindlichen Befriedigung, wenn er sich am frühen Nachmittag der Wanderlust hingab, ohne Gefahr zu laufen, den Lunch zu verpassen.

Am unteren Ende des anderen Gartens war die Mauer von einem schmiedeeisernen Tor durchbrochen. Dies öffnete sich auf eine Treppe mit baufälligen Gewächshäusern zu beiden Seiten, und die Stufen mündeten in einen Fußweg, der in rechten Winkeln zu einer schmalen Straße namens Love's Lane führte. Am Ende des Weges stand hinter einem schmalen Rasenband Love's Cottage – angeblich das älteste Wohnhaus im Dorf. Mit seinem kopflastigen Strohdach, dem

auffallenden Fachwerk, den niederen Balken, dem riesigen offenen Kamin und der Chemietoilette im Freien war es malerisch und primitiv genug, um der romantischen Neigung zu »antiker« Unbequemlichkeit entgegenzukommen. Da der letzte Bewohner, ein älterer Junggeselle, der als Gärtner für die früheren Besitzer gearbeitet hatte, diese Neigung jedoch nicht teilte, war er in eine der neu gebauten Sozialwohnungen an der Straße nach Swindon gezogen.

Meine Eltern hatten Love's Cottage einige Jahre leer stehen lassen und es dann für die Frühlings- und Sommermonate einer alten Freundin der Familie meines Vaters angeboten, einer verarmten Witwe, die einst als die »schöne Mrs. Bassett« bekannt war. Von Mr. Bassett war wenig bekannt und noch weniger wurde seiner gedacht; manchmal stellte jemand gleichgültige Fragen und erhielt freimütige Antworten, die er sofort vergaß. Seit den 1890er Jahren war Dodo Bassett die *maîtresse en titre* eines berühmten Generals gewesen, dessen Frau ihm standhaft die Scheidung verweigerte, und während des Ersten Weltkriegs hatte Dodos unübersehbare Anwesenheit in seinem Gefolge bei den Besuchen an der Front für einen leisen Skandal gesorgt. Der General war erst vor kurzem gestorben, als Dodo begann, jedes Jahr die Monate Mai bis September in Love's Cottage zu verbringen.

Sie muss sechzig gewesen sein, war aber immer noch eine strahlende Schönheit: butterblumengoldenes Haar, längliche Augen, sanft wie purpurne Stiefmütterchen, und volle, geschwungene Lippen, die niemals ganz zu lächeln aufhörten. Diese Gesichtszüge versteckten sich oft hinter der breiten Krempe eines schräg aufgesetzten Florentinerhuts, der die eine Seite ihres Gesichts verbarg und um den ein Bewunderer herumspähen musste, wenn er einen uneingeschränkten Anblick genießen wollte. Ihre Figur hatte sie schon vor Jahrzehnten verloren, aber das spielte eigentlich keine Rolle; dieser geheimnisvoll tiefe Busen ohne sichtbare Spalte, der unmerklich, aber nicht ohne Anmut in einen gemütlichen Bauch und schlingernde Hüften überging, mehrte nur ihren femininen Zauber. Dodo war in der Tat der Inbegriff der Weiblichkeit, wie ihn ihre edwardianischen Zeitgenossen verstanden haben: süß und warm wie ein Boudoir, sichtlich ein wenig konfus und dennoch im Ruf grundlegender Weisheit stehend.

Ich war fast dreizehn, als ich sie kennenlernte. Fasziniert von ihrer Weltgewandtheit und beruhigt durch ihr konventionelles Verhalten reagierte ich auf ihre leicht rücksichtslose Vergnügungssucht mit Wiedererkennen, Staunen und Entzücken. Manchmal traf ich sie im anderen Garten an, wo sie auf einem Liegestuhl saß und zum wiederholten Male friedlich ihr signiertes Exemplar von

Under Five Reigns von Lady Dorothy Nevill las. Oft kam sie zu meinen Eltern zu Besuch, schnaufte noch ein wenig von dem kurzen Aufstieg und brachte zur Unterhaltung ein paar Brocken harmlosen Klatsch mit. Sie besaß die magische Fähigkeit eines Hedonisten, noch dem zögerlichsten Ausfall den Glanz einer aufregenden Exkursion zu verleihen und die fade Gefälligkeit in ein besonderes Vergnügen zu verwandeln.

Wir beide verbrachten viel Zeit damit, Mittel und Wege zu finden, wie wir nach Marlborough gelangen konnten, das zwar nur zehn Meilen von unserem Dorf entfernt, aber dennoch nicht leicht zu erreichen war, denn Dodo war noch nie Rad gefahren und hatte keinen Führerschein. Wenn wir keine Mitfahrgelegenheit organisieren konnten, fuhren wir zusammen mit dem Bus. In der Stadt strebte Dodo immer zu W. H. Smith, in der Hoffnung, dort die neuesten Ausgaben ihrer Lieblingszeitschriften zu finden, die *Vogue*, *Harper's Bazaar*, den *Tatler*, *Sketch*, den *Bystander* oder *Sporting and Dramatic News*. Dann überquerten wir die breite High Street, ließen uns in den »Polly-Tearooms« nieder und aßen Scones mit Marmelade und Clotted Cream. Das Gefühl der Übelkeit, das dieses Festmahl unweigerlich in mir erzeugte und das wenig später, wenn ich auf der Heimfahrt im rumpelnden Bus die Hochglanzseiten von Dodos Zeitschriften zu lesen versuchte, durch Kopfwegh noch

gesteigert wurde, schien ein so wesentlicher Bestandteil dieser Vergnügungstour zu sein, dass es kaum als Ungemach gelten konnte.

Manchmal blieben Dodo und ich nach dem Tee noch in Marlborough und gingen in die Sechs-Uhr-Vorstellung im Kino ein paar Schritte weiter. Einer der ersten Filme, die wir dort sahen, war *Dodsworth* mit Ruth Chatterton, Walter Huston und Mary Astor. Ich wusste, dass sie wusste, dass diese Art von Film als für mich »ungeeignet« galt, aber das war eine Einschränkung unseres Vergnügens, über die sie großzügig hinweg sah. Dodo war nämlich auf diesen Film besonders erpicht, weil darin David Niven, damals noch keine dreißig und kaum bekannt, eine kleine Rolle spielte. Dodo hatte David Niven zwar nie persönlich kennengelernt, war aber eine Bekannte seiner Mutter und nahm großen Anteil an seiner Karriere, über die sie bemerkenswert gut Bescheid wusste. Er habe die Militärakademie Sandhurst glanzvoll und mit Auszeichnung absolviert, erzählte sie mir, später aber kurzentschlossen die Armee verlassen, um sein Glück in Hollywood zu versuchen. Während seiner Szenen in *Dodsworth* beugte sie sich vor, um ihn genau zu beobachten, und schien erfreut über das, was sie sah. Ich spürte, dass er (wie in Sandhurst) den hohen Ansprüchen eines erfahrenen Kenners genüge und dass Dodo ihm die besten Noten gab, nicht nur für sein schauspielerisches

Können und sein gutes Aussehen, sondern auch für ein anderes Talent, das ich nicht benennen konnte, auf dessen Gebiet sie aber eine anerkannte Autorität war.

Im nächsten Jahr gingen wir wieder in Marlborough ins Kino. »Es ist ein englischer Film mit dem Titel *The Vagabond Heart*«, erklärte mir Dodo vorher bei Polly, »und ich erwarte mir nicht viel. Aber der Sohn einer Freundin soll darin eine winzige Rolle spielen, und ich bin neugierig und möchte wissen, wie er sich gemacht hat.«

»Meinen Sie David Niven?«

»Nein, nein, das ist ein anderer. Der Junge von Sybil Demarest. Ich habe sie einmal sehr gut gekannt – in Biarritz sind wir uns oft über den Weg gelaufen –, aber das ist Jahre her, und wir haben uns aus den Augen verloren. Sie hatte diesen *sehr* hübschen Sohn namens Sandy. Er war noch ein kleiner Junge, als ich ihn das letzte Mal gesehen habe, aber in den Zeitschriften bin ich öfter auf ihn gestoßen. Er hat sich als Amateurjockey einen Namen gemacht – kann sein, dass er einmal sogar den Grand National gewonnen hat. Aber der arme, alte Charlie Demarest ist wie so viele beim Börsenkrach auf die Nase gefallen, und vermutlich musste Sandy ein bisschen Geld verdienen, deshalb ging er zur Bühne. Bloß wegen seines guten Aussehens – es heißt, dass er vom Spielen keinen blassen Dunst hat. Im Grunde gehört

er nicht zu den Theaterleuten, sondern zu den Pferdenarren.«

Im Vorspann zu *The Vagabond Heart* kam Sandy Demarest nicht vor. Dodo schien verwirrt. »Vielleicht spielt er unter einem anderen Namen«, sagte sie. »Ja, so wird es wohl sein.« Sie sollte Recht behalten, der Film war nichts Besonderes, aber unsere Aufmerksamkeit war die ganze Zeit gefesselt von der Möglichkeit, Sibyl Demarests gutaussehender Sohn könne plötzlich für einen kurzen Augenblick auf der Leinwand erscheinen. Immer wenn eine männliche Person, die nicht gleich als eine der Hauptrollen zu erkennen war, in der sinnlosen Episodenerzählung auftauchte, sagte Dodo: »Das ist er! ... Nein, das kann nicht sein ... Nein, das war er doch nicht. Wie seltsam.« Am Ende blieben wir noch sitzen und schauten zu, wie die Liste der Mitwirkenden über die Leinwand lief. Die allerletzte Rolle war: »Mann in Nachtclub: Alexander Demarest.«

»Ach herrje, wie schade, wir müssen ihn übersehen haben«, sagte Dodo resigniert. »Ich kann mich an keine Szene in einem Nachtclub erinnern, du? Na, jedenfalls bin ich unfähig, diesen dämlichen Film noch einmal durchzustehen, das war's dann wohl.«

Kaum eine Woche nach dieser Enttäuschung kam Dodo, ungewöhnlich munter, zum Tee zu meinen Eltern. »So ein verrückter Zufall! Ich dachte, ich geh mal am Fluss

spazieren – Sie wissen schon, das schöne Stück unten beim Gutshaustor –, bleibe auf einer Brücke stehen und schaue in einer Art Tagtraum aufs Wasser, da höre ich neben mir eine Stimme: ›Ist das nicht unser Basset-Hund?‹ Ich bin fast vom Stengel gefallen – seit Ewigkeiten hat mich niemand mehr so genannt! Und was glauben Sie, wer da stand? Sibyl Demarest – für mich wie ein Gespenst aus der Vergangenheit, und ich bin ihr bestimmt genauso vorgekommen. Erst habe ich gedacht, dass sie im Gutshaus zu Besuch ist, aber nein. ›Hast du's noch nicht gehört?‹, sagte sie. ›Charlie hat Watermead gekauft.‹ Das ist das süße kleine Haus, das versteckt ganz unten am Fluss liegt, ungefähr eine Meile vom Dorf. Es führt gar keine Straße dorthin, nur ein Fußweg durch die Felder ... Jedenfalls bin ich mit ihr bis nach Watermead zurückspaziert und dann gleich hierhergekommen. Ich wollte unbedingt alle Neuigkeiten hören, und sie erzählte ein bisschen, was sie erlebt hatte, seit wir uns das letzte Mal gesehen haben – ich fürchte, ich bin noch ganz voll davon!«

Wie sich herausstellte, hatte Sandys Mutter in der Zwischenzeit gar nicht *so* nennenswert viel erlebt, und laut Dodo waren die Demarests ein wenig bemerkenswertes Paar. Nur in einer Hinsicht wichen sie – freilich relativ zahm – vom Üblichen ab: Obwohl sie wie Mann und Frau zusammenlebten, waren sie in Wirklichkeit geschieden.